



Die Natur in Bildern.

Ein belehrendes und unterhaltendes Bilderbuch

zum Behufe einer

naturgemäßen Entwicklung und Bildung des Verstandes und Gemüthes
der Kinder

von

J. M. Pflanz,

Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften am Gymnasium und an der
Realschule in Sigmaringen.

Mit sehr vielen Scenen aus der Natur, und 350 Abbildungen einzelner
naturhistorischer Gegenstände.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung.

Ich aber kann in seine Hände bringen,
Und helf' ihm Sieg und Ehr' erringen.

Dem Pavian gleicht mancher hochmüthige, aufgeblasene Mensch, der singen und tanzen kann, oder sonst eine andere werthlose Kunst versteht, und sich dann für wichtiger und besser hält als einen Andern, der ein nützliches Amt verwaltet oder andere notwendige und nützliche Dinge gelernt hat.

Die Elephanten leben gewöhnlich immer in großer Gesellschaft bei einander, gehen mit einander auf die Reisfelder, zum Bade, auf die Weide, und werden auch gewöhnlich mit einander gefangen; und zwar so, wie ihr auf unserer Bildertafel bemerken könnt: Viele bewaffnete Menschen ziehen hinaus in den Wald, wo eine Herde Elephanten sich aufhält, und schließen dieselbe ein. Dann macht man einen großen Lärm mit Schiefgewehr und allerlei Instrumenten, zündet Fackeln an und kommt unterdessen immer näher zusammen. Auf diese Art treibt man die Elephanten gegen eine starke Umzäunung von Pfählen und breiten Gräben. Der Eingang ist durch Zweige so vermaacht, daß er einem Wallepfad gleich sieht. Der erste Elephant will lang nicht hinein; ist er aber einmal auf dem Weg, so folgen ihm alle übrigen nach. Dann verschließt man den Eingang mit Pfählen und Feuer, schreit und lärmt gewaltig, daß die Elephanten ganz verblüfft da stehen und kaum weiter zu gehen wagen. Der Gang wird nach und nach ganz schmal und zuletzt so eng, daß sich ein Elephant darin nicht umkehren kann. In diesen engen Weg sucht man nun einen von den Andern zu locken, indem man ihnen von einem Gerüste herab Futter reicht. Am Ausgange desselben macht man dem Thiere Schlingen um die Beine, befestigt ihm Seile um Kopf und Leib, bindet es an schon gezähmte Elephanten, die man mitgenommen hat, und führt es unter Schmeichelein und Drohungen heim.

Man fängt die Elephanten auch in großen Gruben, die man mit Reisern und Zweigen überdeckt und in welche der Elephant hineinstumpft, wenn er darüber geht. Auch sucht man sie mit Feuergewehren zu erlegen, und die Elephantenjäger sind oft recht verwegen, so daß sie der großen Zähne wegen manchmal Leib und Leben daran wagen. Zuweilen gelingt es einem solchen Waghals, einen Elephanten an einer passenden Stelle tödtlich zu verwunden, oft aber fällt die Jagd übel aus, und der Jäger muß seine Verwegenheit theuer bezahlen. So ging z. B. ein europäischer Aufseher über die Schwabe einst mit einem gezogenen Nohre aus, um einen Elephanten, der überaus große Zähne hatte, zu erlegen. Da ihm aber der Schuß übel gerieth und keine Bäume in der Nähe waren, auf welche er sich hätte retten können, so lief ihm der Elephant nach, schlug den Küßel um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltsam zu Boden und trampelte auf seinem Leibe herum, daß er bald aus nichts als aus kleinen dünnen Hegen bestand.

Im nächsten Bilde sehen wir wieder eine Jagd auf das Thier dort im Wasser. Am Ufer des Flusses stehen die Jäger, schwarze und weiße, mit ihren Feuergewehren und andern Instrumenten, und rings auf den Bäumen sitzen Affen und wollen dem Spektakel zusehen. Wir sehen nur den Kopf und Hals des verfolgten Thieres, das mit seinen fürchterlichen Zähnen und seinem weiten Rachen alles zu verschlingen droht. Da brennt ihm aber einer der Jäger eins aufs Ohr, daß es genug daran hat und sich mit fürch-

terlichem Geschrei unter das Wasser macht. Bald färbt sich das Wasser roth, zum Zeichen, daß der Schüß gut getroffen hat, und dann sucht man es mit Haken und Seilen an das Ufer zu ziehen. Es dürfen aber wohl zwanzig oder noch mehr Männer daran ziehen, denn das Thier ist ungeheuer groß und schwer; die Zähne allein sind eine Elle lang und jeder wiegt 6 bis 7 Pfund. Wenn das fürchterliche Thier am Lande ist, so daß man es ganz betrachten kann, so sieht es aus wie das Ungeheuer bei Figur 34. Es ist nach dem Elephanten wohl das größte Thier und noch viel plumper als dieser. Es kann sowohl unter dem Wasser als auf dem Lande leben und ist daher eines der merkwürdigsten vierfüßigen Thiere. Des Nachts kommt es gewöhnlich aus dem Wasser hervor und sucht die Reisfelder auf, und das Judenthor, springt aber gleich wieder dem Flusse zu, wenn es Gefahr bemerkt, taucht unter und schwimmt eine Strecke weit fort, ehe es wieder hervor kommt. Man kann es deshalb nicht wohl fangen und auch nicht leicht schiessen, denn seine Haut ist so dick, daß die Flintenkugeln oft daran abprallen. Das Geschrei dieses Thieres thut fast wie das Biehren der Pferde, nur ein gut Theil ärger und wilder; man hat daher dem Thiere den Namen Flußpferd gegeben, weil es sich meistens in den Flüssen Afrika's aufhält. Die Leute in Afrika essen das Fleisch des Flußpferdes, wenn sie eins haben und sagen, es schmeckt gar nicht übel, besonders die Zunge, wenn sie geräuchert ist. Die Zähne sind theuer, denn sie geben auch Elfenbein, wie die des Elephanten.

Nun wollen wir auch den Nachbar des Flußpferdes dort betrachten. Der sieht noch komischer und wilder aus und hat ein Horn auf der Nase und noch ein Hörnchen daneben; wie könnte man dies Thier deshalb heißen? Nicht wahr, Nashorn, und diesen Namen hat man ihm auch gegeben; die Gelehrten nennen es Rhinoceros, was aber dasselbe ist. — Nach dem Flußpferd ist das Nashorn das größte vierfüßige Thier, und sein Kußferes ist noch viel plumper und blödsücker als das des Elephanten und Flußpferdes. Wenn es so im Schlamm und Morast daliegt, sieht es mehr einem ungeheuren Eichblode oder Felsenstücke ähnlich als einem Thiere, denn die Haut ist grau und unbehaart und so dick, daß man daraus Stöße, Schilder u. machen kann, wenn sie zu Leder verarbeitet ist. Das Nashorn ist ein träges, faules Thier, aber auch entseßlich dumm; es thut Niemandem etwas zu leide, wenn es nicht gereizt wird, sondern lebt gutmüthig und arglos in den Tag hinein, frist am liebsten harte, fleischige Gewächse und kommt auch manchmal über die Reisfelder. Ich weiß eine Fabel vom Luchs und Nashorn; diese will ich euch lehren, und auch zugleich sagen, daß der Luchs ein schönes, arglistiges Thier ist, das fast wie eine Katze aussieht:

Am Dofe des Löwen erschienen zum ersten Male der schöne Luchs und das ungestaltete Rhinoceros. Man bewunderte und liebte sie den ersten, und wohl hundert Thiere boten ihm ihre Freundschaft zuerst an. Das Rhinoceros ließ man allein stehen, und nur die Furcht vor seiner körperlichen Stärke konnte den lauten Spott zurückhalten. Gleichwohl hörte der Löwe, bevor noch ein Monat verging, mehr als zwanzig Klagen über den Luchs, und fast eben so viele Lobspriiche vom Rhinoceros. Immer wohl man jenen aus, und mit diesem sprachen viele der vorzüglichsten Thiere im vertraulichen Tone. „Woher diese Veränderung?“ fragte einst der Monarch seinen ersten Rath, den Elephanten, mit Verwunderung. „Sehr natürlich,“ antwortete dieser, „denn ein rebellisches Herz löst uns



51.

53.

52.



54.

55.



bald auch mit dem häßlichsten Körper aus, aber eine lafterhafte Seele macht auch den schönsten Körper häßlich."

Wenn man das Nashorn beleidigt und reizt, gibt es kein fürchterlicheres Thier, als es, und wehe, wer ihm dann zum Opfer werden muß. Mit Noth kommt man ihm davon, denn es kann trotz seiner Plumpheit sehr schnell laufen, und Hintenfüßeln helfen oft nichts, da sie nicht leicht durch die dicke Haut dringen. Ein Beispiel von der Wuth des gereizten Thieres gibt folgende wahre Geschichte: Ein Europäer machte mit zwei Freunden einen Spazierritt. Er stieg an einem sumpfigen Orte auf ein Nashorn mit seinen Jungen. Es stand auf, führte langsam das Junge weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thiere nachzureiten, und ihm mit einem Säbel Stöße auf den Hintern zu geben, die aber wegen der dicken Haut nur einige weiße Streifen zurückließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Geträuch verborgen war: dann wendete es sich plötzlich mit ungeheuren Grunzen und Zähneknirschen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Sattel in Fegen: und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht flüger gewesen wäre als der Reiter. Es sprang zurück und sich aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, indem es Bäume und alles, was ihm hinderlich war, mit fürchterlichem Getöse niederstammelte. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, ging das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zwei große Bäume, kaum zwei Schuh aus einander, flüchteten, wo das Thier in seiner Dummheit schlechterdings tapfischer hindurch wollte und dieselben, wie Rohr, zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seiner Stirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Es gibt Nashörner mit einem Horn, und solche mit zwei Hörnern. Die letztern kommen in Afrika vor, die ersten in andern Ländern. Da sie den Weisfeldern und andern Pflanzungen sehr schaden, und nur roth Augen bringen, so hat man sie lieber todt als lebendig, und schießt und fängt sie, wo man sie erwischen kann. Man macht z. B. große Gruben, besetzt darin einen dicken starken Pfahl, der oben spitzig ist, und überdeckt die Gruben. Wenn nun ein Rhinoceros daher gesprungen kommt, daß der Boden umher zittert und Bäume und Fellen zusammen tragen, und es rennt über die Grube, so fällt es hinein und spießt sich an. Da kann man es denn leicht vollends todt machen und ihm sein Horn, seine Haut und sein Fleisch nehmen.

In den Flüssen von Afrika, besonders in dem, welchen man Nil heißt und worin sich die Flußpferde häufig aufhalten, gibt es noch andere gefährliche Thiere, schrecklicher als Löwe und Tiger, und fürchterlicher als Schlangen und Nattern. Weiter unten auf unserer Tafel können ihr in dem Flusse ein solches sehen. Sub! die fürchterlichen Zähne, der ungeheure Nachen, die drohenden Augen — das schreckliche Thier! Dort ragt sein grimmiger Kopf hervor aus den Wellen und droht den Kahn sammt den zitternden Negern zu verschlingen; weiter hinten sieht man

noch ein Stück von dem mästenheils verborgenen Thiere. Das muß ein Ungeheuer seyn! Wenn der arme Neger sich nicht seglich Hülfe verschafft, so ist er ohne Rettung verloren. Seht nur einmal das ganze abschreckende Gesicht dort unten bei Figur 36 — was kann ihm der schwache Neger wohl anhaben? Durch seine staßbarie schuppig Haut dringt weder Schwert noch Kugel, nur am Bauche ist sie weich und verwundbar. In dem ungeheuren Nachen hat es mehr als hundert scharfe, spitzige Zähne, mit denen es Menschen und Thiere zerrißt. Mit seinem langen Schwanz kann es einen Menschen auf Einen Schlag toden und einen Kahn mit leichter Mühe umwerfen. An Schnelligkeit übertrifft es fast jedes Thier und eben so an Grausamkeit. — Das sind die vornehmsten Eigenschaften des Krokodils, dieses fürchterlichen Thieres, das im Wasser und auf dem Lande die übrigen Geschöpfe verfolgt und mordet. Wie froh dürfen wir seyn, daß wir in unsern Flüssen keine solche schrecklichen Thiere haben, sondern nur häßliche Fischeln und unschädliche Insekten. So können wir doch ohne Lebensgefahr des Sommers in den kühlen Wellen und baten und am schattigen Ufer spazieren gehen. In Afrika ist dieses aber nicht der Fall: Tausend Gefahren drohen hier dem Menschen im Wasser und mehr noch auf dem festen Lande. — Ermüdet sitzt der Wanderer auf einen alten, umgehaunten Baumstamm hin und will sich durch einen ruhigen Schlaf erholen. Da rührt sich sein Sitz und wird lebendig, und che er sich von seinem Schrecken erholen kann, ist er in dem Nachen des fürchterlichen Krokodils. Wenn dieses nämlich im Schlamm verborgen liegt und nur der raube, schmutzige Naden sichtbar ist, meint man einen Baumstamm liegen zu sehen, und künmet sich nicht darum, bis man sich nicht mehr darum kümmern kann, weil der Stamm Kopf, Maul und Zähne erhält und in einem Augenblicke das vorübergehende Geschöpf erschmarrt hat.

Das Krokodil hat noch mehr solche häßliche Eigenschaften, die es zum Schrecken der ganzen Gegend machen, wo es sich aufhält. Es ist falsch, arglistig und verschmitzt, und hat dadurch Anlaß zu vielen Mordthaten, wovon ich euch ein paar erzählen will:

Ein Hund trank laufend aus dem Nil, Dies sah ein großes Krokodil, Und rief: O Vögel, nimm die Zeit, Und trinke mit Gemüthskeit; Im Laufen kann dir's nicht gehehn. Komm' her, hier ist das Wasser rein; Da siehst, ich trink' es selber hier; Dein Wasser trink' ich wohl, verkehrt der Hund; allein Ich seß, du willst mein Fleisch dasir.

Bei der folgenden Fabel müßet ihr recht Acht geben, daß ihr die Schlauheit des Krokodils recht versteht und einsehet. Einst ging eine Mutter mit ihrem Kinde am Ufer des Nils spazieren. Da sprang plötzlich ein fürchtbares Krokodil aus dem Schilfe, ergriff das Kind und aß mit demselben dem Flusse wieder zu. Die bis zum Tode erschreckte Mutter stieß ein herzzerreißendes Klagegeschrei aus. Das Krokodil machte Halt, und gleichsam gerührt von dem Ansehgeschrei und den Thränen der trostlosen Mutter, begann es also: „Du sollst dein Kind wieder haben, wenn du mir sagst, was ich thun werde.“ Die Mutter erwiderte: „Du willst das Kind fressen.“ Das Krokodil antwortete: „Dein Kind ist